

sion in Cambridge im September 1981. Fünf Hauptbeiträge befassen ausdrücklich sich mit Kant; sie lassen Aspekte der Kritik, der Rezeption und der Rekonstruktion Kantischer Philosophie in gegenwärtigen systematischen Positionen deutlich werden. Das folgende Referat muß sich darauf beschränken, die (nicht unangefochtenen) Thesen der Hauptbeiträge zu nennen.

Auf einer breiten philosophiegeschichtlichen Grundlage, von Kant über den Deutschen Idealismus und die Phänomenologie bis zu Strawson und Rorty, erarbeitet *Klaus Hartmann* eine Typologie transzendentaler Philosophie. Anhand des Kriteriums, ob eine Theorie nur „bestätigt“ oder „setzt“, unterscheidet er zwischen einem „regressiven“ und einem „progressiven“ Typ. Eine vom Bewußtsein ausgehende transzendente Theorie, die die Erkenntnis aus ihren Grundlagen „gleichsam vorwärts“ entwickelt, ist progressiv; eine Theorie sei regressiv, wenn sie nach den Geltungsbedingungen der Erkenntnis zurückfragt und so kategoriale Bestimmungen herleitet. *Ross Harrison* setzt sich mit der relativistischen, historischen Kritik St. Körners und R. Rortys an transzendentalen Argumenten, die nach Harrison die Aufgabe haben, den Skeptizismus zu widerlegen, auseinander. Harrison sieht das wesentliche Merkmal transzendentaler Argumente in der Verifikation. Wenn man gegen transzendente Argumente einwende, der Mensch könne eines Tages die Welt auf eine Weise erfassen, die sich von unserem heutigen Denken völlig unterscheide, so müsse gezeigt werden, wie eine solche Art von Denken möglich sei; diese Forderung könne aber nicht erfüllt werden, wenn das andere Denken unvorstellbar sei. Mit Rorty setzt sich auch *Rüdiger Bubner* auseinander. Transzendente Argumente seien selbstbezüglich. Wer für Alternativen zu unserem begrifflichen Schema plädiere, müsse über diese Alternativen reden, und zu der Sprache, in der wir das tun, gebe es keine Alternative. *Hermann Krings* wendet sich gegen die angelsächsische, vor allem in den großen Kommentaren von H. J. Paton und Kemp Smith repräsentierte Tradition, die Analytik der KrV ohne die Dialektik zu lesen. Die Dialektik habe nicht nur eine kritische, sondern als unverzichtbare Ergänzung der Analytik auch eine konstruktive Funktion. *Jaako Hintikka* bringt eine Kritik und Rekonstruktion wichtiger Thesen der KrV von einer, in seinem Beitrag leider nur knapp angedeuteten spieltheoretischen Semantik her. Kants Transzendentalphilosophie führe in das Paradox, daß „Dinge an sich unerkennbar sind, weil und insofern unsere erkenntnissuchenden Prozesse unerkennbar sind“ (138). Es beruhe darauf, daß die Erkenntnis unseres eigenen Begriffsystems unlösbar mit der Erkenntnis der Welt verknüpft sei. Vor allem anhand des Schematismus-Kapitels der KrV versucht *Jürgen Mittelstraß* zu zeigen, daß es der Sache nach bei Kant bereits eine transzendente Pragmatik gibt. Die Konstruktionen der Mathematik erwiesen sich als Rekonstruktionen einer vortheoretischen, lebensweltlichen Praxis. Kants Widerlegung des Außenwelt-skeptizismus und dessen Unterscheidung zwischen empirischem und transzendentalen Idealismus ist der Beitrag von *Barry Stroud* gewidmet. Kants Argumentationsstrategie wird der von G. E. Moore gegenübergestellt. Worauf Stroud letztlich hinauswill, ist mir nicht deutlich geworden. Gegen Kants transzendente Moralbegründung wendet *Bernard Williams* ein, die moralische Motivation könne niemals rein vernünftig sein. Der von Kant geforderte Standpunkt der Objektivität reiche nicht aus, um den moralischen Standpunkt zu definieren. Der moralisch Handelnde brauche zumindest auch eine positive Einstellung zu seinen eigenen Interessen. – Die englischsprachigen Beiträge sind übersetzt. Der anregende Band schließt mit einer kurzen Bibliographie (277–280) und einem Namenregister. F. RICKEN S. J.

NAGEL, THOMAS, *Über das Leben, die Seele und den Tod*. Aus dem Amerikanischen von *Karl-Ernst Prankel* und *Ralf Stoecker* (Philosophie. Analyse und Grundlegung 3). Königstein, Ts.: Hain 1984. 236 S.

Diese vierzehn in den siebziger Jahren entstandenen Essays des bekannten, früher in Princeton und jetzt an der New York University lehrenden amerikanischen Philosophen sind unter verschiedener Rücksicht beachtenswert. Mindestens einer von ihnen (Nr. 12) ist inzwischen ein vielzitatierter Klassiker: ‚Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?‘ N. kritisiert in ihm mit einer originellen Argumentation materialistisch-reduktionisti-

sche Leib-Seele-Theorien. N.s Aufsätze können dazu dienen, ein noch immer verbreitetes Klischee von der amerikanischen oder analytischen Philosophie abzubauen. Sie behandeln Themen der großen Tradition: Tod, Sinnfrage, Sexualität, Freiheit, politische Ethik, Grundlegung der Ethik, Bewußtsein, Leib-Seele-Problem. Die Art und Weise, wie N. an diese Themen herangeht, darf als sokratisch bezeichnet werden. Meistens beginnen die Essays bei einer existentiellen oder aktuellen Frage. Sie verzichten weithin auf eine philosophische Fachsprache. Dennoch führen sie jeweils zu zentralen philosophischen Problemen. Unsere alltäglichen Intuitionen werden höher bewertet als die trügerische Geschlossenheit einer philosophischen Dogmatik. Für die ältesten und tiefsten philosophischen Probleme gibt es nach N. keine Lösungen; sie verweisen auf die Grenzen unseres Erkenntnisvermögens.

Ein Gedanke, der wie ein roter Faden die meisten Beiträge durchzieht und dann im letzten entfaltet wird, ist die Unterscheidung zwischen der subjektiven, inneren und der objektiven, äußeren Perspektive. Mit ihr geht N. die Frage an, weshalb man den Tod fürchte, der doch (was N. einmal voraussetzt) das Ende unserer Existenz sei, so daß uns dann kein Übel mehr zustoßen könne (Nr. 1). Der Tod sei ein Übel, weil mit ihm etwas ein Ende finde, was in sich wünschenswert sei. In der objektiven Sicht beträgt die Lebenserwartung eines Menschen höchstens hundert Jahre. Aus der inneren Perspektive des eigenen Erlebens gesehen habe die menschliche Existenz jedoch keine Grenzen. – Das Gefühl, unser Leben sei absurd (Nr. 2), entstehe, wenn wir die Perspektive unserer alltäglichen Lebenszusammenhänge, Bedürfnisse und Notwendigkeiten verlassen und von einem externen Standpunkt aus nach dem Sinn des Ganzen fragen. N. vertritt ein skeptisch-pessimistisches Lebensgefühl. Der Verdacht der Absurdität lasse sich nicht ausräumen; er sei ein Zeichen unserer Grenzen, und wir täten gut daran, unserem absurden Leben mit Ironie zu begegnen. – Unser Handeln ist in vielfacher Weise durch den Zufall bedingt: Er bestimmt Neigungen, Fähigkeiten, Charakter; die moralische Situation, in der wir zu entscheiden haben, ist zufällig; das Ergebnis unserer Handlungen hängt oft von zufälligen Faktoren ab. Dennoch haben wir das Bewußtsein, für unsere Handlungen verantwortlich zu sein. Es ergibt sich also eine Paradoxie: „Ein Mensch kann nur für das, was er tut, moralisch verantwortlich sein. Aber das, was er tut, läßt sich größtenteils auf Dinge zurückführen, die er nicht getan hat“ (48). Eine Lösung kann nur in der Unterscheidung zwischen dem externen und dem internen Standpunkt gesucht werden. – Anregungen von Sartre aufgreifend entwickelt N. eine Phänomenologie der sexuellen Begegnung, um von ihr aus zu bestimmen, was als sexuell pervers anzusehen sei (Nr. 4). – Nr. 5–7 befassen sich mit Fragen der politischen Moral. Nr. 5, während des Vietnamkriegs geschrieben, wendet sich dagegen, daß Nicht-Kämpfer Ziel militärischer Angriffe werden. N. argumentiert gegen den Utilitarismus und für eine differenzierte absolutistische (deontologische) Position: Was wir einem Menschen antun, muß vor ihm speziell gerechtfertigt werden können; eine utilitaristische Rechtfertigung vor der Welt als ganzer sei nicht ausreichend. Unterscheidungen des Prinzips der Doppelwirkung werden aufgegriffen und weitergeführt. – Öffentliche Ämter wirken auf ihre Inhaber, weil diese sich als ausführendes Organ einer unpersönlichen Macht fühlen, moralisch enthemmend (Nr. 6). – Sind Quotenregelungen für Frauen und Schwarze im politischen Leben und bei der Zulassung zum Studium gerecht (Nr. 7)?

Besonders hingewiesen sei auf drei Essays zur allgemeinen Ethik. Nr. 8 fragt, in Auseinandersetzung mit Rawls, nach dem Wert der Gleichheit. Hat sie nur einen instrumentellen Wert oder einen Wert *per se*? Wie sind Konflikte zwischen den Werten Gleichheit, Freiheit und Nützlichkeit zu entscheiden? Auch hier argumentiert N. gegen den Utilitarismus für einen personalistischen Ansatz. Die Gleichheitsforderung sei darin begründet, daß eine Entscheidung oder Regelung für jedes einzelne betroffene Individuum annehmbar sein müsse. Moralische Überlegungen kommen dadurch zustande, daß wir zusätzlich zum persönlichen ein überpersönliches Interesse entwickeln. Es bestehe darin, daß die Welt vom individuellen Standpunkt jeder einzelnen betroffenen Person aus getrennt betrachtet werde, und nicht, wie der Utilitarismus es wolle, aus einer einzigen umfassenden Perspektive. N. stellt Überlegungen an, inwieweit der Rechtsbegriff zu deontologischen Normen führt. – Nicht alle Werte, die in einer Ent-

scheidungssituation miteinander in Konflikt stehen, können aufeinander zurückgeführt werden (Nr. 9). Es gebe eine irreduzible Vielfalt von Werten und deshalb keinen einheitlichen Wertmaßstab, nach dem sittliche und politische Entscheidungen getroffen werden könnten. Aber wenn auch nicht alle Entscheidungen in diesem Sinn begründet werden könnten, so schließe das doch nicht aus, daß sie vernünftig seien. Verantwortlich dafür sei die Urteilskraft. Weil auf sie nicht verzichtet werden könne, werde es niemals eine Ethik als allgemeine und vollständige Theorie geben. Die Stärke von N.s Position besteht darin, daß er dennoch für den wissenschaftlichen Fortschritt in der Ethik eintritt. Bevor die Urteilskraft einsetzen kann, muß eine Menge rational nachkontrollierbarer, analytischer Arbeit geleistet sein, die die moralisch relevanten Gesichtspunkte herausstellt. N. plädiert deshalb für eine Systematisierung der Ethik, die nicht auf Vollständigkeit zielt. – Ein wichtiger Beitrag zu einem aktuellen Thema ist Nr. 10 ‚Ethik ohne Biologie‘. Die Ethik verfüge über interne Standards der Rechtfertigung und Kritik, die sich nicht von außen mit Hilfe der Biologie verstehen lassen. Es sei ebenso töricht, nach einer biologisch evolutionären Erklärung der Ethik zu suchen wie nach einer derartigen Erklärung für die Entwicklung der Mathematik oder Physik.

Im abschließenden Essay ‚Subjektiv und Objektiv‘ (Nr. 14) laufen die Fäden der Untersuchungen zusammen. N. nennt fünf Themenkreise, in denen das Problem der beiden Perspektiven sichtbar wird: 1. Die Frage nach dem Sinn des Lebens; 2. die Willensfreiheit; 3. die personale Identität; 4. das Leib-Seele-Problem; 5. die Kontroverse zwischen konsequentialistischen Ethikbegründungen und solchen, die den Handelnden in den Mittelpunkt stellen. Die subjektive und die objektive Perspektive seien keine einander ausschließenden Alternativen, sondern zwei Pole, zwischen denen jede Betrachtung sich bewege. Sie können nicht aufeinander reduziert werden. Die Tendenz, alles zu vereinheitlichen, stehe unserem Nachdenken darüber, wie wir unser Leben führen sollen, und einem angemessenen Bild der Wirklichkeit im Wege. Die Koexistenz der beiden Perspektiven ist für N. „eine unerschütterliche Tatsache des Lebens“ (232).

Man legt dieses spannende, reiche und anregende Buch nur ungern aus der Hand. Dem Verlag ist dafür zu danken, daß er es durch die deutsche Übersetzung einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht hat.

F. RICKEN S.J.

WHITEHEAD, ALFRED NORTH, *Wie entsteht Religion?* Frankfurt: Suhrkamp 1985. 127 S.

„Religion in the Making“ lautet der englische Originaltitel der vier Vorlesungen, die W. 1926 in der King's Chapel, Boston, gehalten hat. In Ansatz und Methode ähnelt diese Abhandlung den „Lowell Lectures“, die unter dem Titel „Wissenschaft und moderne Welt“ erschienen. Ging es dort um eine Analyse von Entwicklung und Wirkung der modernen Wissenschaft, steht nun hinter W.s religionstheoretischen Überlegungen das Ziel, „eine kompakte Analyse der vielfältigen Faktoren in der menschlichen Natur vorzulegen, die in ihrem Zusammenwirken eine Religion entstehen lassen, den unausweichlichen Wandel der Religion im Zusammenhang mit dem Wandel des Wissens darzustellen und insbesondere die Aufmerksamkeit darauf zu richten, wie die Religion von unserer Auffassung jener beständigen Elemente abhängt, vermöge deren es in der Welt eine feste Ordnung gibt – beständige Elemente, ohne die es keine sich verändernde Welt geben könnte“ (9). Die einzelnen Vorlesungen kreisen um die Themenblöcke „Religion in der Geschichte“ (11–36), „Religion und Dogma“ (37–62), „Leib und Seele“ (63–90) sowie „Wahrheit und Kritik“ (91–119). Der christliche Theologe wird manche Passagen in W.s Buch kaum annehmen können (z. B. die Ausführungen zum Gottesbegriff), er wird zahlreiche Differenzierungen im religionsgeschichtlichen Vergleich vermissen und skeptisch die Ausführungen zur Metaphysik registrieren. Gleichwohl erscheint die Lektüre lohnend, denn sie vermittelt eine provozierende Fremdwahrnehmung religiöser Phänomene von einem philosophisch-analytischen Standpunkt, dem bis in die Gegenwart erhebliche Bedeutung zukommt. Allerdings wird diese Relevanz weniger von W.s religionsphilosophischen Schriften als von seinen